

Nichts gegen mittelgrosse Städte. In ihnen schlägt ein kulturelles Herz, das den Herzen der Bürger oft noch nahe ist. In einer solchen mittelgrossen deutschen Stadt durfte ich kürzlich eine Rede über Literatur halten. Der mittelgrosse Bürgermeister stellte mich dem Publikum in allen meinen beruflichen Facetten vor. Nach gehaltenem Vortrag gab es einen Empfang, der durch Wein und Brötchen befeuert wurde. Wie bei solchen Anlässen üblich, standen die Leute noch für eine Weile fröhlich schwatzend beisammen. Antiquare und Lesekreismenschen, Germanistikstudenten und Zufallsgäste. Sehr angenehmes Volk.

Da tauchte, fast hätte ich gesagt: aus dem Nichts, ein älterer Herr auf. Seinem schon im Voraus triumphierenden Gesicht war anzumerken, dass er sich eine Frage überlegt hatte. Er war dann auch sehr schnell bei der Sache. Einer, sagen wir so, gutgelaunten Bosheit. Er wollte wissen, wovon ich denn so lebe.

Der vom Bürgermeister angebotene berufliche Steckbrief schien ihn nicht interessiert zu haben, und so konnte der lauernde Überfall des älteren Herrn in aller Ruhe auf eine Pointe zusteuern. Diese Pointe lautete ungefähr so: Feuilletonist ist doch gar kein wirklicher Beruf. So etwas macht man doch höchstens zum Spass.

In seiner geübten Kultiviertheit hütete sich dieser Mensch, das offen auszusprechen, aber die Stossrichtung war klar. Sie wurde noch klarer, weil es zu einer zweiten Pointe kam: Jetzt wollte der Herr, dass ich errate, was er beruflich gemacht habe. Ich tippte ganz richtig auf Jurist. Das allein genügte ihm aber nicht. Es erinnerte ein bisschen an die Fernsehsendung «Was bin ich?». Ich kam nicht drauf.

Das war gut so, denn das Gegenüber konnte jetzt einen Satz in den Raum donnern, mit dem ich nicht gerechnet hatte: «Ich war Gesetzgeber!» Während man einen kafkaesken Moment lang noch darüber staunte, dass etwas so Abstraktes wie der Gesetzgeber plötzlich vor einem stehen kann, wurde man schon darüber aufgeklärt. Der Mann hatte als Abgeordneter im Hessischen Landtag gesessen. Für eine Partei, die in Deutschland heute den Kanzler stellt.

Grass trommelt für die SPD

Das Schöne an der Wirklichkeit: Es kann vorkommen, dass auf kleinstem Raum zwei völlig unterschiedliche Wirklichkeiten aufeinanderprallen. Wollen wir das hier Nacherzählte symbolisch verstehen, können wir sagen: Die Politik, so bedeutsam, wie sie nun einmal ist, lässt sich am Ort einer mittelgrossstädtischen Veranstaltung nicht einmal mehr dazu herab, die Kultur als Konkurrenz zu betrachten. Dem älteren Herrn galt die Kultur als reines Luftgeschäft, abgeschlossen zwischen Luftgeschäftsleuten, die sich den Spass im Leben auf diese Weise finanzieren oder überhaupt erst erzeugen.

Man kann das natürlich so sehen. Und wer aus dem sogenannten Kulturbetrieb hätte nicht Achtung vor dem Gesetzgeber, der ihm, mir nichts, dir nichts, die Fördergelder streichen kann? Die Zeiten sind vorbei, als die Kultur bei der Politik etwas ausrichten konnte oder, anders gesagt: der Politik etwas ausrichten konnte.

Es ist sechzig Jahre her, dass der Schriftsteller Günter Grass damit begann, in Deutschland parteipolitische Reden zu halten. Diese Vorträge waren Wahlwerbung für die SPD. Die erste Rede hiess in Abwandlung eines Zitates von Walt Whitman «Dich singe ich, Demokratie: Es steht zur Wahl». Sie wurde 1965 vom späteren Literaturpreisträger nicht nur vorgetragen, sie wurde auch auf Schallplatte gepresst und vom Luchterhand-Verlag in Broschürenform veröffentlicht.

Elf Jahre lang schrieb Grass Reden für Willy Brandt und trat selber als Meinungsmacher auf. Ausserdem gründete er das «Wahlkontor deutscher Schriftsteller», bei dem sich auch andere SPD-nahe Schriftsteller und Intellektuelle wie Friedrich Christian Delius, Peter Härtling, Klaus Wagenbach und Günter Herburger engagierten. 1976 hat Günter Grass mit seinen SPD-Reden wieder aufgehört.

Man muss es sagen: Der zeitliche Puffer, der zwischen damals und heute liegt, hat etwas Beruhigendes. Pathos von solchem Zuschnitt gibt es nicht mehr. Anfang des Jahres wäre es tragikomisch



Die gehobene Kulturschreiberei der Qualitätszeitungen steht heute vor entscheidenden Fragen: Was soll rein? Beziehungsweise: Was kann weg?

JONATHAN KITCHEN / GETTY

Am Anfang der Bildung steht die Blödheit

Das Feuilleton ist der nutzloseste Teil einer Zeitung, der seinen grössten Nutzen gerade dann erweist, wenn er seinem Ruf gerecht wird. – Über die Kunst und das Glück, nicht alles immer schon (besser) gewusst zu haben. VON PAUL JANDL

gewesen, hätte sich etwa ein Daniel Kehlmann zum Sänger der Demokratie ausgerufen und Wahlkampf für Olaf Scholz gemacht. Oder für Christian Lindner. Auch wenn der unermüdliche Zeitungsgrossessayist und Philosoph Jürgen Habermas diesen Umstand tapfer negiert – in der öffentlichen Wahrnehmung haben Künstler und Intellektuelle an Status verloren.

Eine letzte Möglichkeit, sich durch eine mediale Hintertür ins Gespräch zu bringen, sind offene Briefe. Sie werden in beherztem Glauben an die eigene Wichtigkeit geschrieben, manchmal sogar in Fällen von Wichtigkeitsunsicherheit. Immer geht es um grosse Themen. Um Corona, den Ukraine-Krieg usw.

Wagner für Anfänger

Wir leben in Zeiten, in denen die Institutionen einen Bedeutungsverlust hinnehmen müssen. Wir in unserer Kulturmenschen-Blase glauben ganz selbstverständlich, dass auch die Kunst eine Institution ist. Etwas Wichtiges. Aber dieses Wichtige hat sich diversifiziert. Es ist in seinen Grenzen und Ausformungen nicht mehr so klar erkennbar. Den unhinterfragten Kanon der Hochkultur gibt es nicht mehr. Jenes bildungsbürgerliche Verfeinerungsgebirge, auf dem auch das Feuilleton sein Basislager hatte.

Das Neue kam in den letzten Jahrzehnten oft genug aus den Niederungen der Pop-Kultur. Der Wiederholungszwang hoher Kunst, der sich in Bayreuth, bei den Salzburger Festspielen oder im Deutsch-Lehrplan der gymnasialen Oberstufen auslebte, ist erschlafft. Heute lesen die Schüler statt Goethe die ranschmeisserisch gegenwartsprallen Bestsellerbücher eines Ferdinand von Schirach. Wahrscheinlich, damit sie was fürs Leben lernen.

Das Pop-Kultur-Festival Berlin hat vor ein paar Jahren Richard Wagners «Ring» auf eine einstündige Oper eingedampft. Zum besseren Verständnis der bekanntlich komplexen Handlung wurden Zwischentitel präsentiert. Zum Beispiel: «Fricka macht Wotan wegen des Benehmens seiner Kinder zur Sau.» Bei der Begegnung Siegmunds mit seiner Zwillingschwester Sieglinde hiess es: «Inzestuöse Spannung liegt in der Luft.»

Weniger für inzestuöse als für intertextuelle Spannungen hat Thomas Bernhard gesorgt, als er Pop- und Hochkultur zusammenbrachte. Sein 1988 am Wiener Burgtheater uraufgeführtes Stück «Heldenplatz» hat von Helmut Dietls Fernsehserie «Kir Royal» abgekupfert. In der Folge «Adieu Claire» kommt eine alte Frau vor, die nach dem Holocaust in ihrem Ohr immer noch die Stimmen der von Hitler aufgeputschten Massen hört. Thomas Bernhard hat das übernommen, und so kam ein Teil von «Kir Royal» schliesslich ans Burgtheater. Die Fernsehserie sorgte allerdings unter den Zuschauern schon zwei Jahre früher für einen Skandal.

Natürlich hat die Pop-Kultur in den Feuilletons ihre Bedeutung. Wenn die dortigen Kulturfuzzis sie dennoch nicht ganz ernst nehmen wollen, fassen sie sie mit dem Besteck elitärer Überheblichkeit an und erklären sie zum Phänomen. Oder zu einem Teil noch viel grösserer Phänomene. Meistens sind die dann allgemein gesellschaftlicher Art. So findet eine Bedeutungaufwertung statt, gegen deren Missverständnisse sich die Aufgewerteten nicht wehren können.

Die Kultur des Pop ist eine Massenhervensangelegenheit. Aus ihr muss Substanz für die Gehirne der Feuilletonleser geschlagen werden. Nichts altert allerdings schlechter als der aus den Chefredaktionen einer bestimmten Zeit bekannte Satz «Wir müssen auch an die jungen Leser denken».

Mit dem Wörterbuch lesen

Ein besonders schönes Beispiel des Hin-und-hergerissen-Seins zwischen Distanz und Überwältigungsgefühlen lieferte eine Konzertkritik der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», die online sehr schön übertitelt war: «Taylor Swift in Gelsenkirchen. Besser als Therapie.» Im Feuilleton der «FAZ» fanden sich die Sätze: «Jede Seele, ob in der Menge oder auf den Rängen, fiebert mit. Es riecht nach Popcorn, Soda, Gummibärchen.» Seelen in der Menge, Seelen auf den Rängen.

Die gehobene Kulturschreiberei der Qualitätszeitungen steht heute vor ent-

scheidenden Fragen: Was soll rein? Beziehungsweise: Was kann weg? Wenn was reinkommt, muss was weg. Zeitungen sind so ziemlich das Gegenteil einer Messie-Wohnung. Die Frage, wie viele Dinge Platz haben, ist keine Ermessensentscheidung, sondern eine Frage der Ökonomie, das heisst: des Geldes.

Wer heute noch Feuilleton macht oder über das Feuilleton spricht, der muss realistisch sein. Vielleicht ist es kein Zufall, dass der Realismus diesen Teil der Zeitung auch stilistisch er-

fasst hat. Der Hang zum Literarischen, zur Arbeit mit und an der Sprache auch in den Zeitungsspalten, ist, gelinde gesagt, in Verruf geraten. Und das nicht nur deswegen, weil die Feuilletonisten immer schlechter schreiben. Manchmal sollen sie gar nicht mehr gut schreiben. Sie sollen einfach sagen, was ist, und damit basta. Kein Drehen der Locken auf der Glatze, wie Karl Kraus sagt, keine Aperçus mehr. Sogar das Wort Aperçu wird mittlerweile aus den Feuilleton-texten herausredigiert, weil heute niemand mehr weiss, was ein Aperçu ist.

Es gibt ein bildungsbiografisches Naturgesetz: Am Anfang der Bildung steht die Blödheit. Ich muss gestehen, dass meine Liebe zu den Feuilletons daher rührt, dass sie mir sehr früh und auf sehr direktem Weg klargemacht haben, was ich alles nicht weiss. Als junger Mensch habe ich die internationalen Zeitungen mit Fremdwörterbüchern in der Hand gelesen, um etwas zu lernen.

Heute, wo man nicht einmal mehr gedruckte Wörterbücher braucht, sondern alles googeln kann, will man den Lesern nicht einmal mehr das zumuten. Man beraubt sie einer Bildungsmöglichkeit, wenn man sie nicht mehr überfordern will. Kann das alles weg, muss das alles weg? Der Old-School-Feuilletonist sagt Nein, die Klickzahlen sagen Ja. Kompliziertere Texte werden weniger gelesen als einfache. Es ist ein Dilemma.

Alle glauben, mitreden zu sollen

Ist das Feuilleton noch zu retten? Um auf den Begriff des Gesetzgebers noch einmal zurückzukommen: Die Wirklichkeit ist ein unangenehmer Gesetzgeber. Sie schafft täglich Tatsachen, für die die zarten Pflanzen der Sprache nicht gemacht sind. Die Sprachlosigkeit der Feuilletons angesichts der weltweiten Krisen zeigt sich in einem babylonischen Gewirr verschiedenster Stimmen. Eingekaufte Expertenmeinungen stehen neben den apokalyptischen Gegenwartsdiagnosen der Redaktoren. Wer als Prediger immer vor einem Abgrund zu stehen glaubt, kann sich leicht erhaben fühlen.

Wenn die letzten Jahre etwas gezeigt haben, dann ist das etwas sehr Paradoxes: je komplizierter die Weltlage, umso grösser der Meinungsbedarf. Jeder will mitreden können, und es hat wahrscheinlich mit der durch die sozialen Netzwerke vorangetriebenen Neukonzeption des Ichs zu tun, dass jeder tatsächlich auch glaubt, mitreden zu sollen. An Selbstbewusstsein in Sachen eigene Meinung mangelt es nicht. Die Zahl der Nahostexperten ist exponentiell zur Fortdauer des Krieges im Gazastreifen gestiegen.

Mein Nachbar, ein pensionierter Vanillehändler, der drei Mal täglich mit dem Hund rausgeht, ist mittlerweile auch einer. Er will darüber reden, dass er etwas weiss. Dass er sich eine Meinung gebildet hat. Er will mitreden. Es erinnert ein bisschen an den alten Witz, wo einer sagt: «Ich gehe ins Theater, um mitreden zu können.» Sein Gegenüber sagt darauf: «Stört das nicht die Vorstellung?»

Wenn das Feuilleton früher der Ort war, an dem man lernte, mit Ambivalenzen umzugehen, dann hat sich das sehr verändert. Je ambivalenter die Welt, umso grösser der Bedarf an Eindeutigkeiten, und damit sind wir bei einer anderen Transformation, die die Feuilletons heute erleben. Sie betrifft die Kunst, eigentlich das klassische Kerngebiet ihrer Arbeit.

Wenn es um Weltbeobachtung geht, dann löst sich die traditionelle Komplizenschaft zwischen Kunst und Feuilleton allmählich auf. Kulturjournalismus ist eine Möglichkeit, auf kritische Weise mit den Augen der Kunst in die Wirklichkeit zu schauen. Eine zugegeben komplizierte Apparatur. Das Erkenntnisinteresse der Künstler wird im Feuilleton ernst genommen, und die Ergebnisse dieses Erkenntnisinteresses werden auf den Zeitungsseiten zur Debatte gestellt. Das ist das Ideal. Die Wirklichkeit schaut oft anders aus.

Es liegt an den heutigen Zeiten, dass die Vorstellungen vom Feuilleton mit einem bestimmten Wort parfümiert scheinen, und dieses Wort heisst «früher». Früher war noch richtig Feuilleton, so wie früher mehr Lametta war. Ein Name, der dann ganz bestimmt aus der Lamettaschatulle gezogen wird, ist

Das Feuilleton macht den Realisten nervös wie eine Fliege, die seine politische Selbstgewissheit umschwirrt.

schaftskrise verarmten Menschen. Roths mitfühlende Feuilletons waren damals einer immer weiter wachsenden Bevölkerungsguppe gewidmet, die nichts mehr hat und nichts mehr zu sagen hat. Das Paradox: Die Feuilletons über Menschen, die unter der Armutsgrenze leben, erfreuten sich bei der Gruppe der wohlbestallten Feuilletonleser grosser Beliebtheit.

Für den Moralisten Roth war Engagement im Feuilleton keine Zugabe, sondern essenziell. Engagement wiederum hat mit Aufrichtigkeit zu tun, und dieser Autor glaubt an das Literarische als Sprache der Aufrichtigkeit. Der Stil verrät die Menschen, und man kann es als Verrat am Vermächtnis von Joseph Roth sehen, wenn das Feuilleton heute diese Idee von Stil verrät.

Seine letzten Lebensmonate hat der Schriftsteller in einem Zimmer in Paris verbracht, das nicht viel grösser war als sein Bett. Von einem Früher als Idylle kann keine Rede sein. Viele Stücke für die Zeitung sind im Berlin der zwanziger Jahre unter grossem Zeitdruck entstanden. Roth hat für mehrere Blätter gleichzeitig geschrieben, und diese Blätter druckten mehrere Ausgaben täglich. Es brauchte Stoff, und so entstand das, was man Physiognomien nennen könnte, Menschenbilder.

Die Kunst des Doppelbödigen

Das Gesicht der Zeit hat Joseph Roth aus vielen Gesichtern gezeichnet. Und da fragt man sich, was das Gesicht der heutigen Zeit wäre. Ich glaube, das Gesicht der heutigen Zeit ist der Realist. Der Realist ist die personifizierte Form einer Haltung, die man aus der Politikwissenschaft kennt. In Fragen der Machtverteilung steht der Realismus für den Glauben an die Notwendigkeit eigener Stärke.

Donald Trump und Wladimir Putin sind Vertreter dieser Glaubensrichtung. Sie setzen darauf, die Gegner im internationalen Feld zu schlagen, und das kann nur gelingen, wenn man ihnen das Schlimmste zutraut. Gegenbild zum Realismus wäre der Idealismus, eine optimistische Haltung, die heute wohl als naiv gilt.

Der Realismus hat eine psychologische Implikation. Man kann sich den Realisten also auch als Einzelfigur vorstellen. Die Devise des Realisten lautet: Misstrauere dem anderen. Sei stärker als der Schwache. Der Aufstieg des Rechtspopulismus ist ohne Zweifel auch ein Aufstieg der Realisten, der Anhänger des Entweder-oder.

Um wieder auf das klassische Feuilleton zurückzukommen: Seine Stärke ist die Doppelbödigkeit, sind die durch Sprache sichtbar gemachten Unwägbarkeiten und Ambiguitäten, aus denen die Welt besteht. Der Realist braucht kein Feuilleton, denn ihm ist schon alles klar. Das Feuilleton macht ihn nervös wie eine Fliege, die seine politische Selbstgewissheit umschwirrt. Bedeutungsmässig ist es für ihn auch nur ein Fliegengewicht.

Als Feuilletonschreiber kommt man dieser Tage immer öfter in Kontakt mit den Realisten. Sie wollen einen Gegner bezwingen, der sich ihren Vorstellungen von der Welt entwindet. Ich habe vor einiger Zeit ein kurzes Feuilleton darüber geschrieben, wie angenehm und selbstdisziplinierend es sein kann, die gedruckte Zeitung zu lesen. Keine digitale Kommentarspalte, die zum unmittelbaren Widerspruch gegen das gerade Gelesene einladen würde. Man muss die Gedanken anderer aushalten oder kann seine eigenen Gedanken so lange damit beschäftigen, bis sich vielleicht sogar so etwas wie Zustimmung ergibt.

Mein Text über das Lesen der gedruckten Zeitung erschien natürlich nicht nur in der gedruckten Zeitung, sondern auch online. Sofort war ein Leser zur Stelle, der auf das von mir Geschriebene mit einem Online-Kommentar reagierte, der beinahe länger war als mein Text. Sein Urteil: So ein Quatsch! Er lese die Zeitung überhaupt nur noch, um der Zeitung sagen zu können, was seine eigene Meinung sei. Da stehen wir heute, gramgebeutelt und zugleich erheitert vom Autoritätsverlust des Feuilletons.

Der Text ist die leicht gekürzte Fassung eines Vortrags bei den Anfang Juni zum Thema «Feuilleton» abgehaltenen Liechtensteiner Literaturtagen in Schaan.